

irgendwo steht, sondern um meine Gedanken unter die Menschen zu bringen. Du wirst mir zugeben, daß der Herr in der Provinz wenigstens einen Leser haben dürfte, der auf ihn hört und an ihn glaubt. Dieser hat wahrscheinlich nie etwas von mir gelesen, er weiß von mir gar nichts; mit dem besten Willen kam ich mit meinen Gedanken nicht zu ihm kommen. Er kennt mich freilich auch jetzt noch nicht, mein Name ist ja verschwiegen; aber ich habe doch endlich einmal zu ihm sprechen können und wenn meine Gedanken etwas wert sind, werden sie schon in ihm fortwirken. Ich habe also vielmehr alle Ursache, dem „Piraten“ zu danken. Und ich meine: die Literatur auch. Es mag vielleicht ein bißchen eitel und unbescheiden sein, aber ich bin überzeugt, daß es für die Literatur besser ist, wenn die Menschen in jener Provinz meine Gedanken annehmen, als wenn ihnen der Herr die seinen eingeben würde. Ich muß sagen: für mich und für die Kunst möchte ich nur wünschen, daß alles, was ich über das Drama oder Gedichte oder Bilder schreibe, recht fleißig abgeschrieben und so recht vielen Menschen zugebracht werde. Das ist mein Gefühl in diesen Dingen. Es kann ja sein, daß ich mich irre. Aber es ist mir unmöglich, gegen mein Gefühl zu handeln.“

So habe ich damals gesprochen, so denke ich noch immer. Ich muß bekennen: ich verstehe den ganzen Lärm über Plagiate nicht. Mag man über den Plagiator denken, wie man will: die Plagiate schaden niemandem und nützen allen. Wer sich über Plagiate ärgert, wird mir fast verdächtig, daß es ihm mehr um seinen Namen als um seine Sache zu thun ist. Mancher, der durch seine „Original-Aufsätze“ der Literatur gefährlich wird, könnte durch Plagiate sich zur Verbreitung guter Gedanken nützlich machen. Ich würde nur eine Art von Plagiaten verbieten: Plagiate an schlechten Autoren.

Auch muß man noch etwas bedenken. Es ist gar nicht möglich, das Plagiat zu definieren. Wo fängt es an, wo hört es auf? Ich will das an einem Beispiele zeigen. Seit sechs Jahren beschäftige ich mich jetzt mit Shakespeare und fünf Jahre ist meine Arbeit umsonst gewesen; wie ich im Einzelnen auch schwelgen mochte, das Ganze konnte ich nicht verstehen, das Letzte seiner Natur blieb mir ein Räthsel. Ich mochte in allen Commentaren suchen, das gab mir keiner, selbst Otto Ludwig nicht, den ich immer wieder und immer wieder befragte. Plötzlich, es mag jetzt ein Jahr her sein, ich weiß es noch, als ob es gestern gewesen wäre, hat mir ein einziger Satz geholfen; der hat mir den ganzen Shakespeare geoffenbart, seitdem spüre ich ihn erst, mit einem Schlage wurde es hell. Diesen erlösenden und beglückenden Satz habe ich in einem Feuilleton über Hamlet gefunden, wo es hieß, man dürfe nicht vergessen, daß Shakespeare überhaupt die Welt immer als Schauspieler ansieht. Nun verstand ich ihn erst. Nun fügte sich mir alles ein und rundete sich ab. Nun nahm ich mit neuem Eifer seine Stücke her und las noch einmal alle Commentare nach und man mag sich vorstellen, wie mir da geschah, als ich jetzt, auch Otto Ludwig wieder lesend, bei ihm denselben Satz fand, meinen erlösenden und beglückenden Satz. Ein Plagiat, hätte ein anderer gleich gerufen. Ich war vorsichtiger und dachte lieber erst ein bißchen nach; dabei bin ich auf merkwürdige Dinge gekommen. In jenem Feuilleton hatte der Satz so auf mich gewirkt, daß sich mir nun erst der ganze Shakespeare zu offenbaren schien. Nun steht derselbe Satz allerdings schon bei Otto Ludwig. Ich habe ihn auch dort gelesen. Ich muß ihn drei, vier Mal vor Jahren schon gelesen haben, ich habe damals das ganze Buch excerpirt; ja noch mehr: auf derselben Seite habe ich in meinem Exemplar vorher und nachher einige Sätze blau, andere roth angestrichen, mir gerade dieser Satz ist von mir gar nicht bemerkt worden. Ich habe ihn gelesen, aber er hat auf mich nicht gewirkt, er hat mir nichts gesagt, er hat nichts in mir aufgeweckt. Hätte ich ihn nicht später in jenem Feuilleton gefunden, so wäre er niemals in mir lebendig geworden. Wem bin ich ihn nun eigentlich schuldig? Wem verdanke ich meinen Shakespeare? Wer hat mir ihn geoffenbart, Otto Ludwig oder das Feuilleton? Otto Ludwig hat freilich den mir so theueren Gedanken zuerst gesagt, aber von jenem Feuilleton habe ich ihn zuerst gehört. Es hat ihm einen Accent eingeblasen, da vernahm ich ihn erst. Ohne das Feuilleton hätte mir Otto Ludwig gar nichts genützt. Eigentlich müssen wir uns beide, Otto Ludwig und ich, bei dem Feuilleton bedanken.

Dies betrachtend, wird man auch zur rechten Meinung über die widerliche Hege gegen Richard Muther kommen*). Das Meiste ist ja darin schon auf den ersten Blick als alberne Verleumdung zu erkennen. Man braucht überhaupt nur über einen Punkt zu sprechen: über die Beschuldigung, daß er in seinem berühmten Buche Gedanken, die vor ihm schon andere hatten, mit eben den Worten dieser anderen ausgesprochen habe. Die Antwort darauf ist sehr einfach. Erstens hat er das niemals verhehlen wollen: nach jedem Capitel sind alle Autoren genannt, die er benützt hat; seit wann aber sind Citate verboten? Zweitens hat es jeder sofort sehen müssen. Gleich nach dem Erscheinen der letzten Lieferung schrieb ich damals: „Das ist ein köstliches Buch, das man gar nicht genug rühmen, nicht genug empfehlen kann, Kennern zur Lust, Laien zur Lehre. Ich möchte nicht ungebührlich loben, wie es leicht in der ersten Freude geschieht. Es scheint neuer, wirkt neuer, als es ist. Wer ein bißchen in der Kunst lebt und auf die Reden der Künstler hört, kennt es schon. Es sagt

nur öffentlich, was diese sonst lieber verschwiegen. Sein Motto könnte sein, was einst Hermann Helferich von sich schrieb: „Auszusprechen ist versucht worden, was auf den vorspringendsten Atelierdächern die Spazierpfeifen, aber was von den Kathedern der neueren Kunstgeschichte herab zunächst noch nicht und selten von den Männern der öffentlichen Meinung gesagt wird.“ Das will es unter die Leute bringen.“ Und ich drückte sein Verdienst so aus: „Man darf von ihm hoffen, daß manche Gedanken der ‚guten Europäer‘ jetzt unter die Menge, in das gemeine Denken kommen; und so werden die Laien allmählich doch lernen, über Malerei zu denken wie die Maler.“ Drittens haben wir „Spazier auf den vorspringendsten Atelierdächern“, die er citirt hat, alle Ursache, ihm dankbar zu sein. Er hat uns mehr gegeben als wir ihm. Wir haben ihm ein paar glückliche Formulierungen gegeben, die wir ja auch nicht einmal aus uns selber, sondern von den Bildern abgelesen hatten; aber er hat unsere Gedanken erst den Laien zugebracht und im gemeinen Denken aufleben lassen. Wir mochten so schön schreiben, als wir nur konnten: man hat uns nicht angehört. Erst er hat ihnen den mächtigen Accent eingeblasen, der sie unter die Menschen trug. Durch ihn erst sind unsere Meinungen wirksam geworden.

Man weiß, daß Goethe oft über das Plagiat gesprochen und es immer mit Leidenschaft verteidigt hat. Einmal hat er Lord Byron getadelt, daß er sich gegen dergleichen Beschuldigungen nicht besser zu helfen wußte: „Er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das ist mein — hätte er sagen sollen und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Scene meines Egmont und er hatte ein Recht dazu und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner Mignon in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber mit ebenso viel Weisheit, ist eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles und das ist recht. Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Aehnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.“ So ruft er ein anderes Mal aus: „Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.“ Und so im Faust:

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?“

und in den Gedichten:

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß' es an!“

und in den Sprüchen: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.“ Man kann schon vermuthen, warum es ihm gar so wichtig war, das immer wieder zu versichern und zu betheuern. Eine Stelle in den Gesprächen mit Eckermann bringt uns darauf: „Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht.“ Das heißt, Goethe hat gefühlt, wie gefährlich die Furcht vor Plagiaten den Künsten und den Wissenschaften werden kann. In der That, nehmen wir dem Künstler das Recht, das Schöne darzustellen, wie er es fühlt, unbekümmert, ob es schon einmal so dargestellt worden ist oder nicht, und dem Kenner das Recht, nach dem Wahren zu trachten, ob es nun alt oder neu ist, und lassen wir bloß das gelten, was noch nicht dagewesen ist, dann machen wir allen Extravaganzen die Thüre auf und der größte Narr wird uns dann der liebste Autor sein. Darum ist es besser, wir halten uns die Ohren zu, wenn von Plagiaten geschrien wird, und bleiben dem Worte Hebbels treu, daß es im Aesthetischen nicht darauf ankommt, „das erste Gebot zu erfinden, sondern die zehn vorhandenen zu erfüllen.“

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Confisciert!

*) Vgl. die Muther-Hege. Ein Beitrag zur Psychologie des Reides und der Verleumdung. Von Richard Muther. München. G. Hirth.